Kapitel 3

Der Kapitän im Nebel

Der Boden unter meinen Füßen schwankte,
als hätte die Zelle mich nicht einfach entlassen,
sondern ausgespuckt.
Nasses Holz, schwerer Wind,
die salzige Luft eines Meeres,
das mehr sah als ich.
    Ich stand auf einem Schiff,
doch es war kein Schiff aus dieser Welt.
Der Himmel war schwarz
wie Stoff, der das Licht verschluckt.
Das Meer eine glatte Fläche aus Dunkelheit –
nicht tief,
nicht fließend,
sondern wachsam.
    Ich war allein.
Zumindest dachte ich das.
    Der erste Schritt knarrte
wie eine Erinnerung,
die sich nicht löschen ließ.
Der zweite hallte
wie ein Echo der Zelle,
aus der ich gekommen war.
Der dritte
führte mich an die Reling.
    Ich legte die Hand auf das kalte Metall.
Ich hätte schwören können,

dass ich noch das Zittern aus der Zelle
in meinen Fingern trug.
Als würde die Vergangenheit
sich weigern,
loszulassen.
    Ich sah in das dunkle Wasser.
Keine Wellen.
Keine Tiefe.
Nur Stille.
    Doch unter dieser Stille
bewegte sich etwas.
Ein Schatten.
Kein Tier.
Kein Fisch.
    Ein Stein.
    Der größte Stein aus meiner Zelle
lag unter dem Schiff,
als würde er dieses Meer daran erinnern,
wen es trug.
    Ich ging weiter,
und plötzlich raschelte es.
Ein feines, schnelles Geräusch.
Dann noch eins.
Dann viele.
    Ratten.
    Sie kamen aus dem Nebel unter Deck,
schnell und leise,
wie kleine Schatten,
die wussten, wo sie hingehörten.
    Doch sie flohen nicht.
Sie kreisten um etwas,
das sie vor sich herschoben:
Holzsplitter, Metallstücke,
Fetzen von Masken,
abgebrochene Kronenspitzen,

ein Rest eines Whiskeydeckels,
ein Stück einer Zigarre.
    Und sie bauten daraus etwas:
    Einen Thron.
Klein.
Wackelig.
Ein Thron aus den Überresten eines Lebens,
das ich hinter mir gelassen hatte.
    Die Ratten setzten sich davor
und sahen mich an.
    Nicht bittend.
Nicht drohend.
Wartend.
    Ich blieb stehen.
    „Nein."
    Der Thron zerfiel
im selben Moment –
lautlos,
als hätte er nie existiert.
    Der Nebel teilte sich,
und am Steuerpult lag ein Buch.
Dick.
Schwer.
Blau gebunden.
    ATLAS.
    Ich öffnete es.
Routen.
Wege.
Vorgezeichnete Leben,
die man nur noch nachlaufen müsste.
    Ich strich über die Seiten,
spürte die Ordnung,
die Klarheit,
diese kalte Perfektion.

Und dann
durchbohrte ein Schmerz meinen Rücken.
Unsichtbar,
aber real.
Der Stein.
Nicht ein Stein der Zelle.
Nicht ein Stein des Decks.
Der Stein meines Lebens.
Der Stein,
den ich seit Jahren trug,
ohne ihn jemals bewusst in die Hand zu nehmen.
Atlas trug den Himmel.
Ich trug meine Vergangenheit.
Ich sah den Atlas an –
voller fremder Wege.
Und ich spürte meinen Rücken –
voller eigener Lasten.
In diesem Moment wusste ich:
Andere hatten Landkarten.
Ich hatte Steine.
Da trat der Kapitän aus dem Nebel.
Er war kein Mann,
den man beschreiben konnte.
Eher ein Echo.
Ein Mythos.
Jemand, der schon Stürme kannte,
bevor Menschen überhaupt gelernt hatten,
sie zu benennen.
Er stellte sich neben mich.
„Einige tragen ihre Wege vor sich,“
sagte er leise
und deutete auf das Buch.
„Andere tragen ihren Weg
auf dem Rücken.“

Der Wind heulte auf,
als hätte er die Wahrheit bestätigt.
„Die Kunst," fuhr er fort,
„ist nicht, die Last loszuwerden.
Die Kunst ist,
mit ihr weiterzugehen."
Dann tat er etwas,
das den Sturm selbst innehalten ließ:
Er nahm seine Kapitänsmütze ab.
Langsam.
Würdevoll.
Als würde er ein Kapitel seines Lebens schließen.
In der anderen Hand hielt er den Atlas.
Er kam vor mich,
stand gerade,
wie ein Kommandant vor seinem Nachfolger.
„Du hast sie dir verdient."
Und dann setzte er mir
die Kapitänsmütze auf.
Das Gewicht war kaum spürbar.
Aber die Bedeutung
zog mich mitten ins Herz.
Er reichte mir den Atlas.
„Hier.
Der Wegweiser jedes Seemanns."
Ich nahm das Buch.
Schwer.
Kalt.
Fremd.
Ich öffnete es.
Schloss es wieder.
Sah in den Sturm.
Und dann sagte ich:
„Das ist das einzige Gewicht,
das ich über Bord werfe."

Der Kapitän blinzelte.
„Wirklich?“
Ich nickte.
„Niemand schreibt mir meinen Weg vor.
Keine Karte.
Kein Mensch.
Kein Schicksal auf Papier.
Da, wo Gott mich hinführt –
da werde ich landen.
Dafür brauche ich keinen Atlas.“
Und dann
schleuderte ich das Buch über Bord.
Der Wind riss es weg,
das Meer verschluckte es,
ohne eine Spur zurückzulassen.
Der Kapitän sah zu,
schweigend,
aber mit einem Ausdruck,
den ich nicht erwartet hatte.
Anerkennung.
„Dann bist du ein echter Kapitän,“
sagte er leise.
Er drehte sich um,
ging über das Deck,
wie ein alter Pirat im letzten Film seiner Legende,
und verschwand im Nebel.
Ich nahm meinen Whiskey.
Meine Zigarre.
Die Kapitänsmütze drückte warm auf meinen Kopf.
Der Schaukelstuhl wartete.
Alt.
Dunkel.
Stur wie das Holz unter meinen Füßen.
Ich setzte mich hinein,
zog an der Zigarre,

spürte den Rauch
durch den Sturm streichen.
    Die Steine blieben in meinen Taschen.
Der große Stein blieb auf meinem Rücken.
    „Wenn ich untergehe,“
murmelte ich,
„dann als der, der ich bin.“
    Das Schiff erbebte.
Der Sturm brach los.
Wellen schlugen über das Deck.
    Ich blieb sitzen.
    Denn ein Mann,
der seine Lasten kennt,
flieht vor keinem Meer.
    Und ein Kapitän,
der zu seinen Steinen steht,
fürchtet keinen Sturm.
    Ich bin der Kapitän.
Und der Weg
liegt nicht in einem Buch.
    Sondern in mir.